

Werner Leichtle

*Der
Sohn des
Mörders*

*Ein
historischer
Roman
aus dem
nördlichen
Lechtal*



Für Sigg,

Christine, Katrin und Julia

Historische Karte Meitingen (1:25 000 Bayern-Atlas 1817-1841)

- 1 Gäßlehof**
- 2 Miehlerhof**
- 3 Peterbauernhof**
- 4 Poststelle/Wirtschaft**
- 5 Zollhaus/Gendarmerie**
- 6 Fluchtweg nach Erlingen**
- 7 Schloss Meitingen**



Lechüberfahrt

- 1 Zollhaus**
- 2 Lechfähre**
- 3 Straße nach Waltershofen-Meitingen**
- 4 Straße nach Thierhaupten**
- 5 Pfad Richtung Frauenschuhwald**
- 6 Lechinseln, oft bewirtschaftet**



Inhaltsverzeichnis

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Prolog

Da liegt er nun vor mir, dieser alte, abgenutzte braune Lederkoffer, ungeöffnet, seit mein Großvater ihn mir vererbt hatte. Ich hatte ihn längst vergessen. Wie auch die vielen Geschichten, die er mir jeden Abend erzählte, als er noch alle Sinne beieinander hatte.

Als wir seinen 90. Geburtstag feierten, war die Altersdemenz schon so weit fortgeschritten, dass er seine Umwelt kaum mehr wahrnahm. Einzig sein geliebter Großvater Johannes schien für ihn anwesend zu sein. Mit ihm, so machte es mir den Anschein, sprach er, wann immer ich ihn in seinem Zimmer besuchte.

Nun sind drei Tage vergangen, dass mein Vater plötzlich an einem heftigen Schlaganfall verstorben ist. In die Trauer um seinen Tod mischten sich immer mehr die Erinnerungen an den Großvater und den schäbigen Koffer, den er mir vermacht hatte. Um mich etwas abzulenken, hatte ich den Koffer gesucht und in einer dunklen, staubigen Ecke am Dachboden gefunden. Neugierig öffnete ich die verrosteten Schlösser und war im ersten Moment enttäuscht. Ich blickte auf alte Zeitungsausschnitte, mehrere Briefe, laienhaft gemalte Bilder, kleine Stiche und ein paar alte Fotos. Ich wollte gerade den Kofferdeckel zuklappen, da fiel mir in diesem wilden Durcheinander eine dick gedruckte Schlagzeile auf:

„Schrecklicher Mord in Meitingen!“

Mein Interesse war geweckt und ich las einen Artikel nach dem anderen, betrachtete die Bilder und

Stiche und bemerkte, dass mir alles zunehmend bekannter vorkam. Der gesamte Inhalt des Koffers hing mit den schon fast vergessenen Geschichten des Großvaters zusammen, die er mir in meiner Jugend so oft erzählt hatte. Die Geschichten über seinen eigenen Großvater Johannes waren es, die jetzt wie ein Film vor meinen eigenen Augen abliefen. Mir wurde plötzlich klar, dass ich diese Geschichten nicht für mich behalten durfte. Es wäre sicher der Wunsch meines Großvaters gewesen, dass ich seinen Nachlass meinen Kindern weiter vermittle. Als ich ihnen davon erzählte, waren sie begeistert und so erzählte ich ihnen nahezu Abend für Abend aus der Geschichte meiner Vorfahren.

Kapitel 1

Die Bauern von Meitingen im Lechtal nördlich von Augsburg hatten es nicht leicht in diesem harten Winter 1830. Es war eisig kalt und die Holzvorräte neigten sich bereits im Februar dem Ende zu. Der einzige Raum, der beheizt wurde, war die Küche, die gleichzeitig als die gute Stube diente. In normalen Wintern war dies auch vollkommen ausreichend, nur dieses Jahr eben nicht. In den Schlafräumen froren die Scheiben der eh schon kleinen Fenster hoch, bei jedem Atemzug zeigten sich Dunstwolken, und auch der Nachttopf war oft mit einer Eisschicht bedeckt. Nicht selten hörte man den Satz: „Je ärmer, desto kälter!“. Die Gastwirtschaften füllten sich gegen Abend mit den unterschiedlichsten Menschen, Hauptsache, sie konnten sich schnell aufwärmen. Am Stammtisch drehte sich alles nur noch um diese fürchterliche Kälte. Die ganz Gescheiten prophezeiten schon eine beginnende neue Eiszeit und sogar der Pfarrer verirrte sich ab und an in diese Runden und predigte, dass alle weniger saufen und mehr beten sollten, damit der Herrgott ein Einsehen haben möge. Die angetrunkenen Bauern lachten ihn dann aus. Eigentlich waren sie fromme Männer, die regelmäßig die Messe besuchten. Und er kannte ihre Beichtgeheimnisse. So ließ er sie lachen. Wenn er ehrlich zu sich war, erschien ihm die Wärme in der Gaststube mindestens so wichtig wie sein Gottesauftrag. In normalen Wintern genügte dem Pfarrer meistens das Brennholz, das er von den Bauern gespendet bekam. In diesem Winter aber war alles anders, es fehlte oft am Holz.

Die Gasthäuser waren bei dieser Kälte immer gut gefüllt, hier wurden die Neuigkeiten ausgetauscht und den Leuten

vom Ort ausgerichtet. Zeitungen auf dem Land gab es nur wenige, die Nachrichten wurden von Haus zu Haus weitergegeben und am Stammtisch weiter verbreitet und umgekehrt. Einzige Ausnahme war, wenn im Dorf einer der Bewohner gestorben war. Dann läutete die Totenglocke, jeder im Ort sollte Bescheid wissen, dass sich wieder einer aus ihrer Mitte verabschiedet hatte.

Der Zusammenhalt unter den Bürgern war groß, war man doch immer wieder einmal auf die Hilfe des Nachbarn angewiesen. Jeder kannte jeden, was auch nicht verwunderlich war. In Meitingen standen nur 50 Häuser. Und die Menschen halfen einander. Die umliegenden Orte wie Biberbach, Herbertshofen und Westendorf hatten mehr Einwohner. Aber Meitingen hatte den Vorteil, es lag an der alten Römerstraße und besaß eine Posthaltestelle und ein Zollhaus. Außerdem gehörte Meitingen den Herrn von Schnurbein, die im 18. Jahrhundert die reichsten Kaufleute von Augsburg waren. Durch ihren Reichtum konnten sie den Bauern, die in Not geraten waren, mit günstigen Darlehen helfen. Nur eine Pfarrei fehlte der kleinen Gemeinde und so mussten die Gläubigen zur heiligen Messe nach Herbertshofen zu Fuß laufen. Das war immer ein langer Weg. Zwar stand eine kleine Kirche in Meitingen, aber eben kein Pfarrhaus. Auch keine Schule. Die Kinder mussten nach Herbertshofen laufen, um zur Schule zu gelangen. Das war ein langer Fußweg für die Schüler.

In diesem schlimmen Winter war der Schulweg nach Herbertshofen für die jungen Schüler eine richtige Qual. Es fehlte vor allem an warmer Kleidung und festen Schuhen, wenn sie überhaupt welche besaßen. Kamen die Kinder dann in der Schule an, waren sie durchnässt und froren fürchterlich. Wenn sie Glück hatten, konnten sie in der Nähe des alten Holzofens sitzen. Aber der war manches Mal auch nur spärlich beheizt, da der Lehrer Heinrich Angst hatte,

dass das von den Bauern gespendete Holz ausging. Der Heimweg durch Schnee und Kälte war nicht weniger beschwerlich. Die Kinder rannten schnell in die häusliche Stube, um sich am Herd zu wärmen. Sie zogen ihre Kleider und Schuhe aus und warten, bis alles wieder trocken war. Sie besaßen nichts zum Umziehen und waren schon froh, wenn sie feste Schuhe ihr eigen nennen durften. Die meisten hatten große Löcher. Kleider konnte die Mutter ausbessern. Aber um die Schuhe zu richten, musste man zum Schuster, und für den war oft kein Geld übrig. Da versuchte schon mal der Bauer, die Schuhe zu reparieren, oft genug mit unbefriedigendem Erfolg. Wie gut, dass die Mutter zuhause war und sich um die Kinder kümmern konnte. Sie zog dann auch gleich die Kinder als nützliche Helfer für den Hof heran.

Der kleine Johannes musste noch nicht zur Schule. Er war erst vier Jahre alt und durfte den ganzen Tag mit seiner jüngeren Schwester zuhause bleiben. Er musste zwar auf dem Hof mithelfen, aber er war immer in der Nähe seiner geliebten Mama. Sie war für die Erziehung der zwei Kinder und die Hofarbeit zuständig. Die Kühe mussten gemolken, die Enten und Gänse, die Hühner und die Hasen gefüttert und ihre Ställe gesäubert werden. Die Kühe waren fast das ganze Jahr auf den Wiesen. Teilweise wurden sie auch auf eine der vielen kleinen Lechinseln getrieben. Dort mussten sie nicht bewacht werden. Zudem war Wasser im Übermaß vorhanden. Wichtig war nur, dass nicht vergessen wurde, bei beginnendem Hochwasser die Kühe rechtzeitig von den Lechinseln zu holen.

Auf dem Hof waren aber auch das Gemüsebeet und die vielen prächtigen, bunten Bauernblumen zu versorgen. Diese Arbeit machte Spaß, duftete es hier doch so herrlich. Danach musste die Mutter kochen, das Haus sauber halten und dafür sorgen, dass alle Rechnungen beglichen wurden. Als Hilfe hatte die Mutter nur Johannes, ihren Sohn und die

Magd Kreszenz. Seine kleine Schwester Elisabeth war mit einem Jahr noch zu klein, um eine Hilfe zu sein.

Der Vater bearbeitete die Felder und war zudem auch noch für die schwere Arbeit am Hof zuständig. Er war selten auf dem Hof. Der Gutmayr Joseph war ein recht fleißiger Mann, aber er konnte weder lesen noch rechnen. Er musste als Kind sehr oft bei der Arbeit auf dem Hof helfen und so konnte er nur selten die Schule besuchen. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sich von seiner Frau bei Behördengängen helfen zu lassen. Das ärgerte ihn. Er musste bei allen schriftlichen Dingen seine Frau hinzuziehen und darauf vertrauen, dass sie ihm die Wahrheit sagte. Da wunderte es nicht, dass er täglich misstrauischer wurde, insbesondere wenn sie es wagte, ihre Interessen durchzusetzen oder ihm widersprach. Er war doch der Mann im Haus, er war der Herr auf dem Hof, ihm mussten alle folgen, sein Wort galt. Dumm nur, dass seine Frau Walburga bestimmte, welche Ausgaben getätigt werden konnten. Bei den Behörden musste sie ihm alles übersetzen. Es war ihm eine Schmach, wenn sie ihm dort alles erklären musste. Der Pfarrer Johann Baptist Koch hatte ihm schon ins Gewissen geredet, weil sein Ärger nicht zu übersehen war:

»Bauer, du tust deiner Frau unrecht,« hatte er ihn gescholten.

»Sie ist wirklich eine brave und anständige Frau, die sich deinen Entscheidungen fügt und immer liebevoll zu dir ist«

Es half nichts, Gutmayr fühlte sich in seiner Mannesehre gekränkt. Es war ja nicht seine Schuld, dass er als Kind nicht zur Schule gehen durfte.

Deshalb hatte er sich geschworen, dass er es seinen Kindern später einmal erlauben würde, eine Schule zu besuchen, ungeachtet, wieviel Arbeit auf dem Hof zu verrichten war. Bisher hatte er nur zwei Kinder, einen Sohn, den Johannes mit vier Jahren und eine Tochter, die Elisabeth, die gerade einmal ein Jahr alt war. Dazwischen musste seine Frau drei Totgeburten erleiden. Insgeheim warf er ihr das

vor. Was taugt eine Frau, die lesen und rechnen kann, aber keine Kinder lebend auf die Welt bringt?

Seine Kinder sollten lesen, schreiben und rechnen können. Vor allem einmal seine Buben, damit sie einen ordentlichen Beruf ergreifen konnten. Vielleicht schaffte es ja einer, auf ein Gymnasium zu gehen und später sogar zu studieren. Für den Gutmayr Joseph war klar, dass seine Frau ihm noch viele Buben schenken würde, von denen einer dann den Hof übernehmen konnte. Denn dafür rackerte er sich Tag und Nacht ab. Dass sogar die Kinder vom Land einmal in die Stadt zur Schule fahren konnten, hatte er vom Pfarrer Koch von Herbertshofen erfahren, als er nach der Beerdigung eines seiner totgeborenen Kindern mit dem Geistlichen ins Gespräch gekommen war.

»Wie geht es euch, Joseph?«

»Wie´s halt so geht, Herr Pfarrer. Bei uns will das Kinderkriegen einfach nicht klappen. Ich denke, dass mit der Frau was nicht stimmt, weil sie immer nur tote Kinder kriegt. Was soll ich da machen?«

»Du musst auf Gott vertrauen. Bete jeden Tag, dass deine Frau gesund ist und dir weitere gesunde Nachkommen schenkt.«

»Herr Pfarrer, ich bete schon jeden Morgen und jeden Abend mit der Familie, aber bisher hat's nichts genützt.«

»Vertraue Gott, dann wird es schon werden.«

»Ihr Wort in Gottes Ohr. Ich schaffe den ganzen Tag, damit meine Kleinen nicht so viel zuhause werkeln müssen und in die Schule können. Sie wissen´s ja, ich durfte nur in die Schule, wenn auf dem Hof keine Arbeit mehr war. Und das kam nur ganz selten vor. Der Vater war da sehr streng zu mir. Wenn ich ihm gesagt hätte, ich will heute nicht auf dem Hof schaffen, sondern lieber in die Schule gehen zum Lernen, der hätte mir gleich eine hinter die Löffel gegeben.«

»Ich weiß, Joseph, du hattest es nicht einfach. Aber fromme Leut wart ihr, immer regelmäßig in der Sonntagsmesse, du und deine Eltern. Im Religionsunterricht

hab ich dich aber nie gesehen? Und in die Sonntagsschule bist du auch nie gekommen.«

»Das war eine arge Zeit, glauben´s mir, Herr Pfarrer, ich wäre gerne in die Schule gegangen, aber es ging halt nicht. Wäre schon fein, wenn der Sohn einmal in die Schule in die Stadt gehen und sogar noch studieren könnte. Aber wie schafft er´s in die Stadt? Er müsste dann dort wohnen, aber dafür fehlt uns das Geld, da kann ich noch so viel schaffen. Das wird sich nie ausgehen.«

»Joseph, da gibt es vielleicht eine Lösung. Ich habe gehört, dass es bald eine Eisenbahn zwischen Augsburg und Donauwörth geben soll.«

»Eisenbahn? Was ist denn das? Kenne ich gar nicht. Habe ich auch noch nie gehört.«

»Das ist wie eine große Kutsche aus Eisen mit vielen Wagen, die dahinter hängen. Auf diesen Wagen sind viele Bänke montiert, auf denen dann die Leut´ sitzen können. Viel mehr, als eine Kutsche transportieren kann. Sie wird mit Dampf angetrieben und fährt auf eisernen Schienen. In England sollen schon welche gefahren sein. Damit kommt man schnell in die Stadt.«

»Wie schnell ist so eine Kutsche?«

»Ich habe gehört, dass so eine Bahn sechsmal schneller sein soll als die Postkutsche. Wenn du mit der Postkutsche nach Augsburg fünf Stunden brauchst, würdest du mit der Eisenbahn nicht mal eine Stunde nach Augsburg benötigen.«

»Das glaube ich nicht!«

»Doch, das stimmt! Es hat aber leider einen Haken, der König Ludwig will diese Eisenbahn nicht. Er verhindert sie, weil er sein Lieblingsprojekt, den Ludwig - Main - Donau - Kanal, unbedingt bauen will. Das ist seiner Meinung nach die Zukunft für den Verkehr in Bayern. Deshalb hatte er schon damals 1819 den Bau der Eisenbahn zwischen Fürth und Nürnberg verboten. Aber jetzt ist die Chaussee zwischen den beiden Städten mit den vielen Kutschen

andauernd verstopft, so dass die Leut´ hoffen, dass der König seinen Widerstand aufgibt. Zumal die Bevölkerung immer wieder für den Bau einer Eisenbahn auf die Straße geht und gegen die Ablehnung des Königs protestiert. Einige in den oberen Kreisen, die dem König nahestehen, sollen sogar gemunkelt haben, dass der König umschwenken werde, da er einen Erfolg seines Schiffskanals nicht mehr sehe und das neue Zugprojekt als seinen Erfolg der bayerischen Bevölkerung vorstellen will, als die König Ludwig Eisenbahnlinie. Aber das erzählt man sich nur hinter vorgehaltener Hand.«

»Dankeschön, Herr Pfarrer Koch , sie sind halt ein Guter.«

»Gott sei mit dir und deiner Familie, Gutmayr.«

Kapitel 2

Um die Träume einer besseren Schulbildung für seine Kinder wahr werden zu lassen, wollte der Gutmayr Joseph einen neuen, größeren Hof kaufen. Unzählige Nächte diskutierte er mit seiner Frau, ob sie sich einen größeren Hof leisten könnten. Am Ende waren sie beide der Meinung, dass ein Hof mit mehr Feldern die beste Lösung für sie wäre. Dabei kam es ihnen zugute, dass Gutmayr Walburga von zuhause eine Mitgift von über 600 Gulden und eine Kuh bekommen hatte.

Am 20. Februar 1830 kaufte der Gutmayr Joseph den Peterbauernhof für 3600 Gulden, nachdem er für 2200 Gulden seinen Gäßlehof verkauft hatte. Aber von dem Geld blieben ihm nur 900 Gulden übrig, da er die Schulden seines Vaters übernehmen musste. Jetzt war es notwendig, dass er neue Schulden machte. Der Freiherr von Schnurbein, der in Meitingen der Herr war, gab ihm das Geld. Außerdem steuerte seine Großmutter einen großen Geldbetrag bei. Und zu guter Letzt half seine Frau Walburga mit ihrer Mitgift.

Der neue Peterbauer schuftete von früh morgens bis spät in die Nacht. Hilfe hatte er zuhause wenig. Die Kinder waren zu klein, die Frau von den vielen Schwangerschaften körperlich nicht mehr so gesund wie zu Beginn ihrer Ehe. Die Magd musste im Haus und auf dem Hof die Bäuerin unterstützen. Deshalb war der Peterbauer froh, dass die Nachbarn zu ihm hielten und ihm immer zur Seite standen, wenn Not am Mann war. Seine Mutter war in Sorge, ob der Hof denn genügend Ertrag für die Familie abwerfen würde. Wie schon öfter zuvor erklärte Joseph Gutmayr seiner Mutter, wie viel er arbeite und dass sie trotz der vielen Schulden ganz gut über die Runden kommen würden. So

ganz hat sie es aber nicht geglaubt und schließlich meinte sie:

»Joseph, das freut mich aber, dass du es geschafft hast, dass alles gut läuft. Jetzt kann ich dir auch sagen, dass ich bei einer Seherin war. Die hat in unserer Gegend schon vielen die Zukunft richtig vorhergesagt. Willst du wissen, was sie prophezeit hat?«

»Freilich will ich's wissen. So was ist doch wichtig. Ich glaub' schon an solche Sachen.«

»So ganz genau kann ich dir nicht mehr sagen, was sie mir alles prophezeit hat. Aber das hab' ich mir ganz genau gemerkt:

„Der Hof wird nicht untergehen. Er wird über 100 Jahre bestehen.“ Ist das nicht eine schöne Weissagung?«

»Das passt. Hilft mir auch bei der schweren Arbeit. Hauptsache, ist nicht umsonst das ganze Schaffen.«

»Ich wünsche euch allen miteinander alles Gute. Hoffen wir, dass es so bleibt.«

»Ganz bestimmt hat's recht, die Seherin.«

Josef konnte nicht wissen, dass ihm seine Mutter nur die gute Nachricht der Seherin erzählt hatte. Den anschließenden bedrohlichen Teil ihrer Prophezeiung hatte sie ihm vorenthalten. Sie hatte Angst, dass ihr Sohn alles nur noch schlimmer machte, wenn sie ihm die ganze Wahrsagung erzählt hätte. Sie kannte ihren Joseph. Er war nervlich kaum belastbar. Mit dem Wissen der Aussage der Seherin würde er sicher schwermütig werden. Ihrem Sohn gegenüber hatte die Mutter von einer vagen Erinnerung gesprochen, in Wahrheit aber erinnerte sich noch ganz genau an den zweiten Teil der Botschaft, die ihr solch großen Schrecken eingejagt hatte; sie musste deshalb tagelang weinen:

„Der Hof hat eine gute Zukunft. Ein Teil dagegen, der auf dem Hof lebt, wird Höllenqualen erleiden und einen bitteren Tod sterben.“

Davon wusste aber außer der Mutter von Joseph niemand. Die anderen Bauern mochten die Familie vom Peterbauernhof und halfen, wenn's notwendig war. Sie wussten ja, dass der Gutmayr Joseph nur selten die Schule besucht hatte. Aber er war ein fleißiger Mann, schuftete unermüdlich für den Hof und die Familie. Und sie bewunderten seine Frau, die das Haus und den Hof trotz ihres sehr schlechten Gesundheitszustandes so gut in Schuss hielt und die Kinder so liebevoll aufzog. Sie hatte einen guten Ruf, galt als treusorgende Mutter und treue Gattin. Sie war zudem klüger als ihr Mann, diente ihm trotzdem, sie hatte auch kaum Widerworte, wie es sich für eine Frau gehörte. Das gefiel den Nachbarn und auch dem Pfarrer, der die Peterbäuerin schon mal vor allen Gläubigen in der Kirche gelobt hatte.

Der kleine Johannes fühlte sich in der Nähe der Mutter wohl. Und er war wissbegierig. Er hörte genau zu, wenn die Mutter der Magd erklärte, was alles im Haushalt zu erledigen war. Besonders das Feuermachen hatte es ihm angetan. Er erinnerte sich noch genau, wie die Mutter der Kreszenz das Feuermachen erklärte.

»Kreszenz, bevor ich dir das Feuermachen erkläre, vergesse bitte eines nicht, Feuer ist gefährlich. Lass nie etwas Brennbares in der Nähe des Ofens. Lege schon gar nicht Holz oder Kleider auf den Herd. Wenn ein Feuer ausbricht, ist gleich der ganze Hof niedergebrannt. Und wenn's der Teufel will, werden ganze Ortschaften durch das Feuer ausgelöscht. Das ist schon öfter passiert, weil jemand nicht aufgepasst hat. Immer wieder werden auch bei uns in Meitingen Leute vom Kaminfeger angezeigt, weil sie den Dinkel vor dem Ofenloch in der Küche angelehnt oder ein Brett auf dem Backofen gelegt haben oder in der Küche Späne herumgelegt sind oder Flachs auf dem Ofen zum Dörren lag. Gerade erst letzten Monat wurde der Hausknecht der Post vom Gendarmen angezeigt, weil er einem Postillion ein offenes Licht ohne Laterne in den Stall

brachte, damit der spät abends seine Pferde versorgen konnte. Merk's dir, gehe nie und nimmer nur mit der Kerze in den Stall, wenn du dort etwas brauchst, immer mit der Laterne. Mit dem Feuer musst du immer ganz gut aufpassen. Da ist nicht zu spaßen.«

»Ich verspreche es dir Bäuerin, ich werde immer ganz gut aufpassen.«

»Dann zeig ich dir jetzt, wie man Feuer für die Öllampe und den Ofen macht.«

Die Mutter holte ein Blechkästchen, das über dem Herd auf einem Sims stand. Darin befanden sich ein Stahl, ein Feuerstein, Schwefelfäden und ein Zunder, eine braunschwarze trockene Masse. Diese hatte die Mutter aus alten zerschissenen Socken gemacht, die sie ansengte, ohne dass sie verbrannten und so ein lockeres, leicht entzündliches Material herstellte.

»Du musst den Stahl und den Feuerstein so zusammenschlagen, dass ein Funke in des Zunderkästchen fällt und dort ein glühendes Pünktchen erscheint. Dann hältst du den Schwefelfaden an die Glut und versuchst soviel Luft hineinzublasen, dass ein kleines blaues Flämmchen entsteht. Aber nicht zu heftig blasen, sonst geht die Glut gleich wieder aus. Wenn du zu wenig bläst, kann es kein Flämmchen geben. Finde also das richtige Maß. Das ist nicht einfach, da musst du viel üben. Jetzt kannst du die Öllampe damit entzünden. Aber passe bloß auf, dass du wegen des Schwefeldampfs nicht husten oder niesen musst. Das kleine Flämmchen ist sonst sofort aus und du musst von vorne anfangen.«

Die Kreszenz benötigte sehr viele Versuche, bis sie eine Lampe anzünden konnte. Sie war nicht besonders gescheit, aber sie war willig. Als sie dann aber den Dreh heraus hatte, konnte sie es recht fix und das Feuermachen bereitete ihr richtig Spaß. Sie kam sich jetzt erwachsen und wichtig vor. Johannes durfte es nicht probieren. Die Mutter war sehr ernst, als sie ihm das Feuermachen verbot. Aber sie

versprach ihm, dass er es bei ihr lernen dürfe, wenn er erst einmal zur Schule ginge. Aber allein dürfe er es nicht machen, nur wenn sie dabei war.

Allein die Aussicht, selbst Feuer machen zu können, erweckte in Johannes die größte Vorfreude auf die Schule. Über ein Jahr musste er sich noch gedulden. Dann war es endlich soweit. Johannes durfte zur Schule. Hurra!

Aber Johannes war trotzdem nicht glücklich. Er stand am Zaun und blickte traurig auf sein altes Zuhause, den Gäßlehof. Er dachte an seinen alten Obstgarten, diese prächtigen Birnbäume und Apfelbäume, diese herrlichen Weichselbäume, auf denen er immer herumgeklettert war. Einmal war er sogar heruntergefallen, als ein Ast brach. Wie hatte die Mutter geweint, als er Rotz und Wasser heulend am Boden lag und sich nicht mehr rühren konnte. Als dann die Mutter anfang, den Rosenkranz zu beten, dachte er schon, er müsse jetzt sterben.

Er hatte Glück gehabt, der Gartenboden war weich und so tief war er nicht gefallen, gerade einmal eineinhalb Meter. Im ersten Moment wusste er gar nicht, was geschehen war. Nur verschwommen nahm er die Äste des Kirschbaums über ihm wahr. Dann, ganz allmählich, erblickte er darüber die Wolken, wie sie über einen strahlend blauen Himmel zogen. Danach diese Schmerzen am ganzen Körper, nicht auszumachen, welcher Körperteil stärker schmerzte. Sein lautes Heulen und Schluchzen wurde noch heftiger, als das Gesicht der Mutter vor dem blauen Himmel erschien. Weinte er jetzt noch heftiger, weil sich die Schmerzen verstärkten oder war der Schrecken und der Schmerz im Gesicht der Mutter die Ursache? Er wusste es nicht. Nur langsam beruhigte er sich, als die Mutter ihn auf den Arm nahm und er ihre körperliche Nähe spürte. Diese vertraute Umarmung tat ihm so gut, vertrieb mit einem Mal alle Schmerzen und Ängste.

Wenn er jetzt daran zurückdachte, wurde es ihm ganz schwermütig ums Herz. Ihm hatte es auf dem Gäßlehof so

viel besser gefallen. Dort gab es den ganzen Sommer etwas zu naschen, Johannisbeeren, Himbeeren und Stachelbeeren. Es war sein Paradies. Warum nur musste der Vater sein Zuhause verkaufen und diesen Peterbauernhof haben? Vater und Mutter waren seither immer müde und schlechter Laune, weil die Last der Arbeit sie niederdrückte. Er verstand das alles nicht.

Er war so in sich versunken, dass er gar nicht merkte, dass die Mutter hinter ihm stand und ihn sorgenvoll beobachtete. Ihr war nicht entgangen, dass ihr Sohn in seinem neuen Heim nicht glücklich war. Immer schaute er zu dem früheren Hof, einer der schönsten Sölde in Meitingen. Er tollte nicht mit den anderen Kindern aus dem Ort herum, für ihn gab es nur diesen früheren alten Obstgarten.

»Warum so traurig? Dir kullern die Tränen über das Gesicht.« Die Mutter war sehr besorgt über ihren Sohn, sie litt geradezu mit ihm.

»Mama, warum sind wir vom Gäßlehof weg. Da war's doch viel besser. Ich will da wieder hin. Dort war ich daheim.«

»Das ist eine sehr lange Geschichte. Die erzähl ich dir, wenn du größer bist.«

»Ich bin schon groß. Komm schon in die Schule, da lerne ich Lesen und Schreiben und Rechnen. Dann kann ich mehr als der Papa.«

»Der Papa ist nicht schuld, er durfte als Kind nicht so oft zur Schule, er hat daheim auf dem Hof schaffen müssen. Sein Papa, dein Großvater, war da recht streng.«

»Rechnen und Schreiben muss man doch auch können, wenn man ein Bauer sein will.«

»Das weiß dein Papa doch, deswegen darfst du auch in die Schule gehen. Dein Großvater war damals ganz anders als dein Papa. Der konnte auch nicht rechnen, lesen und schreiben. Wenn er was Wichtiges unterschreiben sollte, nahm er immer einen Nachbarn mit, der ihm dann alles

vorlesen musste. Er selbst machte nur drei Kreuze. Das ging schon und deshalb hat er geglaubt, dass sein Sohn, dein Papa, auch nicht lesen und schreiben können muss.«

»Ehrlich? Warum hat Papa den Hof verkauft?«

»Papa musste das, weil so viele Schulden auf dem Hof waren, als der Großvater ihn an den Papa geben hat. Die vielen Schulden mussten wir übernehmen. Und uns noch viel Geld leihen, um den Großvater zu zahlen. Wenn deine Oma und Uroma uns nicht immer mit Geld beigestanden wären, hätten wir den Hof schon eher verkaufen müssen. Und der Austrag für die Eltern vom Papa hat uns Etliches gekostet. Jedes Jahr ein Schaff Korn, vier Metzen Roggen, vier Metzen Gerste, 60 Eier, 12 Pfund Schmalz, ein Schweineviertel, jede Woche zwei Maß Milch, wenn´s eine gab, was gewöhnlich von Georgi bis Michaeli der Fall war, jährlich ein Metzen Birnen, falls es ein gutes Birnenjahr war, 100 Äpfel, sechs Metzen Erdäpfel und 150 Krautköpfe.«

»Geht es uns jetzt auf dem Peterbauernhof besser?«

»Der Hof ist größer und somit kommt auch mehr Geld herein. Aber wir haben auch mehr Arbeit. Deshalb ist Papa immer auf den Feldern. Auch müssen wir die vielen Schulden zurückzahlen, die wir machen mussten, als wir diesen Hof kauften. Für unseren alten Hof bekamen wir nicht so viel. Papa musste das Haus mit dem Grund ohne die ganzen Felder verkaufen. Wir bekamen nämlich etwas mehr Geld dafür, als wir die Felder einzeln verkauften. Das war für uns besser.«

»Aber andere Bauern haben auch mehr Geld als wir.«

»Die haben mehr Äcker und mehr Vieh, mehr Pferde und Kühe. Das sind Vollbauern, wir sind nur Halbbauern.«

»Am alten Hof war´s trotzdem viel schöner.«

»Sei nicht so traurig, es wird sicher bald besser. Du weißt ja sicher, dass ich wieder in guter Hoffnung bin. Wenn des Kind auf der Welt ist, kann ich auch wieder mehr arbeiten. Deine kleine Schwester ist dann auch größer und kann das Kleine versorgen«

»Ich will einen Bruder.«

»Hoffen wir, dass das Kind gesund auf die Welt kommt und überlebt. Jetzt komm, es gibt Dampfnudeln mit Birnenkompott. Das magst du und Elisabeth doch so gern.«

»Au ja, pfundig. Hab schon richtig Kohldampf.«

Kapitel 3

Dann kam der erste Schultag. Den Schulweg war er mit der Mutter schon einmal gelaufen. Der Sohn des Posthalters, der Michael, der in der Nachbarschaft nordöstlich vom Peterbauernhof und nur durch das Gäßle getrennt wohnte, wollte ihn abholen. Sie hatten oft zusammen gespielt und sich auf Anhieb gut verstanden. Michael war nur wenig älter als Johannes und er kannte bereits den kürzesten Weg zur Schule nach Herbertshofen. Sein Vater war der Posthalter und hatte 1824 das Anwesen an der alten Römerstraße in Meitingen, schräg gegenüber vom alten Zollhaus, für 21 000 Gulden gekauft.

In diesem Wirtshaus wurden seit der Römerzeit die Pferde der Kutschen versorgt und die Reisenden bewirtet. Die Römer machten hier schon Rast, wenn sie zwischen dem Militärlager Augusta Vindelicorum, wie Augsburg damals hieß, und dem Grenzkastell Sumunturum, dem heutigen Druisheim, unterwegs waren.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts wurde die Posthaltestelle durch die Einführung des Postwesens, das die damaligen Grafen Thurn und Taxis innehatten, die dann 1695 gefürstet wurden, eine ganz wichtige Station. Durch Meitingen verlief die Poststrecke von Nürnberg nach Augsburg. Weitere Stationen waren Schwabach, Roth, Pleinfeld, Monheim und Donauwörth. Dass bereits die Römer hier eine Station errichtet hatten, war gut bedacht. Die Pferde konnten an einem Tag ohne größere Probleme 20 Kilometer bezwingen, wenn es die Straßen zuließen. Dann benötigten sie eine Pause. Meitingen war von Augsburg und der Donau gleichermaßen zwanzig Kilometer entfernt und so lag es nahe, in der seit der Römerzeit bestehenden Raststelle ein

Wirtshaus einzurichten. Zuerst war die Poststelle noch eine Sölde, ein kleiner Bauernhof, der seinen Besitzer allein nicht ernähren konnte. Aber als Posthalter mit einem Gasthaus konnte man gut verdienen.

Der Posthalter selbst war ein angesehenener Mann in Meitingen, schon deshalb, weil er für dieses Postanwesen den hohen Preis bezahlen konnte. Außerdem hatte er für Meitinger Verhältnisse sehr viel Personal. Er besaß drei Postillone, zwei Postknechte, einen Hausknecht, einen Stadelknecht, eine Köchin, eine Kellnerin, eine Kindsmagd und zwei weitere Mägde. Viele kannten auch den Vater des Posthalters, den Bierbrauer und Wirt zum Krebs in Donauwörth, der weithin bekannt war.

»Hannes, bist du fertig?«

»Ich bin fertig, komme schon. Was hudelst denn so?«

»Wir müssen uns sputen, sind eh schon spät dran.«

»Kennst doch den Weg, das schaffen wir schon.«

Michael erklärte Johannes den Weg: »Wir gehn jetzt das Gäßle vor, vorbei an eurem früheren Hof, dann quer durch den Kapellgarten und den Schlossgarten bis zum Schloß vom Herrn von Schnurbein. Dann geht es auf dem Kirchweg immer neben dem Laubenbach bis Herbertshofen. Am Laubenbach musst aufpassen, dass du nicht hineinfällst. Mein Papa hat mir erst kürzlich erzählt, dass ein Geselle nachts in den Bach gefallen und darin ertrunken ist. Hat zu viel Bier gehabt.«

Die Schule war für beide nicht so spannend, sie hatten keine Mühe, den Schulstoff zu lernen. Viel spannender war die Zeit nach der Schule. Johannes wusste, dass er nach dem Mittagessen zuerst alle seine Schularbeiten machen musste, wenn er in der Post mit seinem Freund Michael seine Nachmittage verbringen wollte.

Da war immer etwas los. Die Viehställe, in denen die Buben auch beim Füttern helfen durften. Der riesige, etwas unheimliche Stadel mit dem noch unheimlicheren stockfinsternen Kartoffelkeller, in dem sie verstecken

spielten. Hier war auch eine Werkstatt, in der sie zusammen alles Mögliche bastelten. Zuletzt hatten sie einen Bogen gebaut und mit Pfeilen heimlich die reifen Äpfel vom Baum geschossen. Sie mussten schon viel üben, bis sie es schafften, aber dann machte es richtig Spaß. Am spannendsten fand Johannes den Heuschober, da konnten sie vom Dachbalken mehrere Meter ins Heu hinunterspringen. Gottlob entdeckte sie der Postknecht, als sie es das erste Mal versuchten. Er hatte sie voller Schreck angeschrien und eine Heugabel weggeräumt, die jemand achtlos im Heuhaufen liegengelassen hatte.

Dem Postknecht gehorchten sie alle, vor ihm hatten sie Respekt. Aber ihn mochten sie auch, weil er nichts verbot, sondern ihnen erklärte, wie es funktionierte und wie sie es richtig machen mussten. Dann hatte er ihnen gezeigt, wie man das Heu aufschichtet, um weich zu landen und er warnte sie dabei eindringlich vor den Heugabeln, die allzu leicht im Heu vergessen wurden.

Dann war da natürlich die Gaststätte, wo sie ab und zu mithelfen durften, alles Handreichungen, die sonst keiner gerne machen wollte, aber erledigt werden mussten. Bei so viel Dienstpersonal, das in der Poststelle angestellt war, fand sich immer einer, der für die Buben ein paar Minuten Zeit hatte. Hänseleien und ein kurzes Schwätzchen blieben dabei nicht aus. Das gehörte einfach dazu, aber oft wusste Johannes nicht, ob sich die Knechte lustig über ihn machten oder ihn ernst nahmen.

Interessant waren auch die vielen Reisenden und Gäste in der Wirtsstube, die sich hier tummelten: Säufer und Kartenspieler, Viehhändler, Schieber, Diebe und sonstige Gauner und Verbrecher und nicht immer ehrenhafte Damen mit ihren seltsamen älteren Begleitern. Um diese Tische schwänzeln Johannes und Michael immer herum. Ihnen war aufgefallen, dass diese Frauen und Männer häufig äußerst freizügige Postkarten von nackten Frauen in allerlei Posen reihum gingen ließen. Das war für beide schon

spannend. Nur erwischen durften sie sich beim Spitzeln nicht lassen. Dann aber es gab auch noch die ehrbaren Kaufleute, die Handelsvertreter und die vornehmen Adligen mit ihrem ganzen Stab an Bediensteten. Zu jeder Tageszeit traf man eine andere Gesellschaft an.

Das wichtigste Ereignis des Tages aber war die Ankunft einer der prächtigen Kutschen. Schon von weitem konnten sie den Höllenlärm hören, den die vier eisenbeschlagenen Räder verursachten. Besonders fielen die Postkutschen in Gelb und Schwarz auf, mit dem Postillon auf dem Bock, überaus prächtig gekleidet in den bayerischen Farben blau und weiß und mit imposantem schwarzen Hut mit herrlicher Feder. Ganz Meitingen konnte das laute Signal des Posthorns hören, jeder wusste sofort: Die Post ist da!

Doch nicht nur die Postkutschen zogen die Aufmerksamkeit der Buben auf sich. Da kamen die unterschiedlichsten Kutschen in dem großen Hof der Poststelle an. Große und kleine, alte und neue Modelle, breite und schmale, bunte und eintönige, intakte und welche, bei denen man sich wunderte, dass sie überhaupt noch fahren konnten. Manche Pferde, die die Kutschen zogen, wirkten frisch und kräftig, während andere den Anschein erweckten, als würden sie jeden Moment zusammenbrechen. Am besten gefielen den Buben die schwarz gesprenkelten Schimmel. Sie mussten oft lachen, wenn es einer der Kutscher vor lauter Trunkenheit nicht mehr schaffte, vom hohen Kutschbock herunterzusteigen und dann im Dreck landete. Was war das für eine Gaudi, bis der Kutscher sich wieder aufgerappelt hatte und schwankend zur Wirtschaft torkelte. Mancher schaffte es gerade noch, das Gleichgewicht zu halten, aber auch der machte dann noch eine lächerliche Figur. Dennoch waren es richtig hartgesottene Burschen. Sie saßen bei jedem Wetter auf dem Kutschbock und mussten dazu noch die Gefahren von umherziehenden Räufern und sonstigem Gesindel abwehren. Sie mussten Achs- und Radbrüche und auch

kaputte Aufhängungen reparieren können. Wie es den Reisenden ging, interessierte sie weniger. Viel wichtiger für sie war, die vorgegebene Zeit einzuhalten und die Pferde in einem einigermaßen vertretbaren Zustand zum nächsten Ziel zu bringen. Oft waren die Schäden an den Kutschen nicht den schlechten Straßen geschuldet. Gar nicht so selten nahmen die Kutscher Waren und Güter auf eigene Rechnung mit und überluden ihre Kutsche heillos. Es war ihr Zuverdienst, den sie oft mit schlimmen Folgen für Passagiere, Räder, Achsen und Aufhängungen erkaufte. Die wirkliche Härte aber war das stundenlange Ausharren auf dem ungemütlichen, harten Kutschbock. Mit etwas Alkohol war das viel leichter zu ertragen und manch einer schaute viel tiefer ins Glas, als es für seinen verantwortungsvollen Posten gut war. Und so blieb es nicht aus, dass eine Kutsche samt Insassen im Graben landete, weil die Kutscher die Zügel vernachlässigten. Es musste dabei nicht immer der Graben sein, an dem die Reise scheiterte. Es genügte oftmals, wenn die Pferde ohne die führende Hand so lange über tiefe Schlaglöcher der Straße galoppierten, bis die Achse brach.

Das Lustigste aber waren die Gäste, die mit den Postkutschen ankamen. Ohne Hilfe des Ordinari, dem Helfer des Postillon, hätten es viele gar nicht geschafft. Meist waren sie während der Fahrt auf den unbefestigten schlechten Straßen mit den vielen Schlaglöchern so durchgeschüttelt worden, dass sie nahezu bewegungsunfähig waren. Andere waren eh schon so alt und gichtig, dass sie sich nach der Tortur der Fahrt kaum noch rühren konnten. Ihnen hatten die harten Sitzbänke, die kaum gepolstert waren, so zugesetzt, dass sie jede Bewegung schmerzte. Manche vom Alter geschwächte Reisende hatten aber dann in jungen Begleiterinnen eine notwendige Hilfe zur Seite. Oft gaben sich gerade diese Damen übertrieben vornehm. Sie waren auffällig weiß geschminkt mit tiefrot bemalten Lippen, meist noch mit